

Preussische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

Hans Delbrück.

Einhundertachtunddreißigster Band.

Okttober bis Dezember 1909.



Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

1909.

L i t e r a t u r.

Eine neue Bürgerausgabe.

In Bongs' Goldener Klassiker-Bibliothek, die sich die dankenswerte Aufgabe gestellt hat, die alten Hempelschen Ausgaben in einer Weise zu erneuern, die dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft und des Buchgewerbes entspricht, liegen nun auch Bürgers Gedichte*), von Ernst Conz herausgegeben und mit einem Lebensbilde versehen, in schmuckem Gewande vor. Gegen die Hempelsche Ausgabe ist die neue um mehr als das Doppelte gewachsen, und die etwa 300 Seiten Einleitung und Anmerkungen legen ein glänzendes Zeugnis von der Sachkunde und dem Spürsinn des Herausgebers ab.

*) Zwei Teile in Leinenband 2 Mk., in Halbfranzband 3 Mk., Prachtausgabe in Leinenband 3 Mk., in Luxus-Halbfranzband 4 Mk.

Auch nach den trefflichen Ausgaben von Sauer, Grisebach und Berger war es ihm vergönnt, aus Briefen, Einzeldrucken, Stammbuchblättern, Almanachen, ja aus Bücherkatalogen und ähnlichen Verstecken 23 bisher in Ausgaben ungedruckte Dichtungen und Fragmente Bürgers hervorzuziehen. Freilich, das feststehende Bild des seltsam verworrenen, widerspruchsvollen, im steten Auf und Ab vom Sturm der Leidenschaft umhergeworfenen Dichters kann naturgemäß durch die zierlichen Ländeleien, die artigen Kleinigkeiten und auch die gelegentlich recht frivolen Scherze, die wir nun seinen Gedichten eingereiht finden, nicht wesentlich verändert oder bereichert werden. Aber gern wird man z. B. bei dem nur zu leicht in das Weite und Breite sich verlierenden Lyriker in manch gelungenem Spruch sich der epigrammatischen Kürze und Zuspitzung erfreuen; zu dem schon seit vier Jahren bekannten Epigramm auf den König von Preußen (II, 144):

„Mein Friedrich braucht zu seinem ganzen
Regierungsweisen lauter Franzosen.
Nur ein Geschäft ist noch, das er durch Deutsche tut,
Zum Ueberwinden braucht er deutschen Heldenmut.“

tritt nun als Pendant ein Spruch auf Ludwig den Vielgeliebten:

„Wer sich nicht gern für ihn aus Liebe schinden läßt,
Den setzt der Vielgeliebt' in der Bastille fest.“

Und wenn man an einer anderen Stelle (II, 142 f.) ein kräftiges Wort gegen eine ältere Uebersetzung der Ilias und einen in Homerischem Stil gehaltenen Gruß an Gödingk findet, in dessen Journal von und für Deutschland Bürger Proben seiner Homerübersetzung in Hexametern veröffentlichte, so wird man vielleicht nur bedauern, daß von diesen Proben selbst ebensowenig etwas mitgeteilt ist, wie von seinem früheren Versuch eines „jambischen Homer“, der ihm damals den freudigen Beifall Weimars, ja auch klingenden Lohn von dort eingebracht hatte. Jedenfalls gehört dieser kühne Entwurf, mit dem er als erster berufener Dolmetsch den Deutschen die reiche Welt Homers erschließen wollte, als eins der schönsten Ruhmesblätter in Bürgers Dichterkranz, unberwelflich und ebenbürtig seiner Menschöpfung der volksmäßigen Balladendichtung, seiner aus der Tiefe eigener Lust und eigenen Schmerzes geborenen Liebeslyrik, die sich aller konventionellen Fesseln entledigte, und seiner Eindeutschung Shakespeares, die freilich in Versuchen stecken blieb, aber doch A. W. Schlegel in wetteifernder Zusammenarbeit auf diese schwere, aber hehre Aufgabe führte.

Kann die große Tragödie des Dichterlebens Bürgers, die durch Zügellosigkeit und Haltlosigkeit selbstverschuldet war, nur gemischte Gefühle auslösen, so bietet auch das Lebenswerk seiner Dichtung ein wenig harmonisches Bild: ein kühnes Wollen, aber ein schwerfälliges Schaffen, hochfliegende Pläne in überstürzender Hast, aber rasches Ermatten und Sinken, ein lebendiger Drang, etwas Großes zu gestalten, aber ein verhängnisvoller Mangel frei schöpferischer Phantasie und ein mühseliges Ringen mit dem

Stoff. — Und derselbe Mann, der einst „mit Wort und Tat“ zu zeigen strebte, „was wahre lebendige Volkspoesie sei“, und dessen Lenore den lange verschütteten Weg zu jenem frischquellenden Jungbrunnen aller Dichtung glücklich wiederfand, der als ein vielbewundertes Kraftgenie sich Herder und Goethe zur Seite gestellt hatte, derselbe Mann fügt sich später doch wieder den Künsten des Herkommens und ergießt seine stürmenden Gefühle in zwangvoll gefeilte Sonette. So trägt seine Dichtung den Stempel des Fragmentarischen und Unsteten.

Jedenfalls liegt Bürgers Leben und poetisches Schaffen klar und deutlich, ohne Verschleierung und ohne Verschönerung vor unseren Augen, und der Herausgeber verdient für die Umsicht und Vorsicht, mit der er die Quellen ausgeschöpft hat, und für die Sorgfalt, mit der er in den Anmerkungen alles Wissenswerte beigebracht hat, aufrichtigen Dank. Nur zu einer Stelle der Biographie habe ich ein Fragezeichen zu setzen. Con= jentius berichtet (LXXXV): „Als Göttingen im September 1787 die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Universität beging, als man zur Verherrlichung des Festes eine Kantate nötig hatte, da wurde jeder, der erreichbar war, und der nur irgend einmal ein Gedicht gereimt hatte, um den Festgesang angesprochen, und erst, als alle dankten, erinnerte sich die Universität in letzter Stunde, daß ein wirklicher Dichter, Bürger, seit Jahren in einiger Beziehung zur Hochschule stände, und übertrug ihm den Gesang am heiligen Vorabend des fünfzigjährigen Jubelfestes der Georgia Augusta“. — Daß die Anregung von der Hochschule selbst ausgegangen sei, reimt sich doch zu wenig mit den sonstigen Zurücksetzungen, die Bürger von ihr erfahren mußte, und dem gespannten Verhältnis zu vielen seiner Kollegen, das durch seine bissigen und bitteren Epigramme über Professorenweisheit unmöglich verbessert werden konnte. Die ganze Darstellung, die Conjentius gibt, ist offenbar aus dem Gedicht II, 110, „Hört, Enkel, hört unglaubliches Bemühn!“ geflossen. „Die stolze Meta“ aber, die dort von einem Dichterling zurück andern eilt, um ihn in ihr Joch zu spannen und ihren Siegeswagen ziehen zu lassen, ist niemand anders als die etwas anrühige Frau des Göttinger Musikdirektors Forkel, Sophia Margaretha Dorothea geb. Wedekind, die auch den Dichter in ihre Netze zu locken verstand. Wohl möglich, daß ihre in jenem Gedicht verherrlichten Bemühungen sich auf die Jubelfeier der Universität bezogen; ausgesprochen ist es nicht, und ebenso gut könnte man an einen Prolog für eine dramatische oder musikalische Veranstaltung mehr privaten Charakters denken, den sie oder ihr Mann nötig hatte. Jedenfalls ist es willkürlich, von einem Auftrag der Universität an Bürger zu reden. — Zu dem „Rabbi Tychsen“, einem der Dichter, an die sich die unternehmungslustige Dame in dem Gedichte wendet, bemerkt Conjentius ganz richtig, er sei Professor der Theologie gewesen, der orientalische Sprachen und Literatur sowie theologische Moral lehrte. Wichtiger wäre vielleicht eine Bemerkung über seine poetischen Interessen und Qualitäten gewesen. In dem ungedruckten Braut=

briefwechsel einer Göttinger Professorentochter, Beckmann, mit dem in jenem Gedicht auch erwähnten Privatdozenten F. A. Schmelzer finde ich am 5. März 1789 die Notiz: „Des Abends hatten wir H. Prof. Luchsen. Er brachte uns Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung mit, es ist sehr schön geschrieben, doch sie kennen es gewiß. Er bringt uns öfters Bücher und hat mir Rosegartens Gedichte, schön eingebunden, geschenkt“ —, eine Notiz, die zum mindesten die lebhaften, schöngeistig literarischen Interessen des Orientalisten be- kundet.

Auch für die poetische Ader Schmelzers, über den Consentius nicht viel zu sagen weiß, obwohl er später als juristischer Professor in Helmstedt und Halle eine ziemliche Rolle gespielt hat, enthält jener Briefwechsel mancherlei Belege, bald singt er in erhabenem Odenstil, bald in harmlosem Volkston, bald versucht er sich in geistreichen Stammbuchsprüchen, bald sucht er berühmte Dichter heim, Wieland in Weimar so gut wie den Siegwartdichter in Ulm. — Nur drei kurze Proben seiner Poesie, die natürlich seiner Braut uneingeschränkte Bewunderung findet:

„Wie dem Pilger der Quell silbern entgegen rinnt,
Wie der Regen des Mais über die Blüten träuft,
Nahte sich mir die Liebe:
Meine Seele zittert' und huldigt ihr.“ —

„Für mich ist Spiel und Tanz vorbei,
Das Lachen ist vorüber;
Ich hatte Fiedel und Schalmen,
Und klag' und weine lieber.“ —

„Wer genießt, der grüble nicht zuviel,
Der Genuß kann selten Licht vertragen;
Dunkles oder dämmerndes Gefühl
Flucht den Kranz von unjern schönsten Tagen.“

Daß Schmelzer die etwas zudringliche Madame Forkel auch sonst nicht gerade zimperlich behandelte, ganz so wie es das Gedicht voraussetzt, lehrt eine andere Briefstelle, wo er von einem Spaziergang auf dem Göttinger Wall berichtet: „Gleich darauf begegnete mir Madame Forkel, der sagte ich eine Grobheit, weil sie sich unterstand, mich anzureden.“

Zum Schluß noch eine artige Variante zu Bürger's „Lust am Liebchen“, vermutlich eine in Studentenkreisen gangbare, sangbare Verkürzung des neun Strophen zählenden Liedes, die Schmelzer's Brief vom 22. September 1788 enthält:

„Wie selig, wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann,
In Friedrichs und in Ludwigs Stadt
Ist keiner besser dran.“

Er achtet nicht, was Hof und Stadt
Dafür ihm bieten kann,
Und wenn er keinen Heller hat,
Dünkt er sich Crösus dann.

In seinen Adern kreiset frisch
Und ungehemmt sein Blut,
Gesunder ist er wie ein Fisch
In seiner klaren Flut.

Gram, Sorg' und Grille sind ihm Spott,
Er fühlt sich frey und froh,
Und kräht vergnügt in seinem Gott
In dulci júbilo!!! júbilo, júbilo, júbilo!"

Dr. A. Rebe.
